Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 12 **Bremen-Berlin, den 19. März** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Das Gesetz. Von C. Munzinger. — Vorträge über das Wesen der Religion. Von P. Kirmß. — Zur Bekämpfung des Eides. IV. Von G. Freybe. — Das Kind und die Märchenwelt. Von Bruno Weiß. — Künstliche Apologetik. Von -e- — Vom Büchertisch. — Druckfehlerberichtigung.

Das Gesetz.

Gal. 4, 31. Wir sind nicht der Magd Kinder, sondern der Freien. Für die Freiheit hat uns Christus befreit.

Als ich vor 14 Jahren nach Ostasien reiste, sahen wir nach der Durchfahrt durch den Suezkanal bei dem Eintritt in das eigentliche Rote Meer zur Linken ein gewaltiges Felsengebirge, den Sinai. Mächtige Blöcke, wie von einer Riesenhand aufgetürmt. Jahrtausende sind darüber hingegangen, seitdem Moses von dem wolkenumhüllten Gipfel des Berges dem Judenvolke das Gesetz gebracht hatte. Aber der Sinai steht heute noch ernst und düster wie dazumal, und wenn auch die Meereswogen unablässig schäumend gegen ihn anprallen, er wird stehen, bis die Erde in Staub zerfällt. Und heute noch steht das Gesetz des Moses. Wohl spricht Paulus immer wieder von der christlichen Freiheit. Aber das hat er ja nicht gemeint, daß die zehn Gebote für uns Christenleute keine Bedeutung mehr hätten. Jedes Vierteljahr hält das hier tagende Schwurgericht uns Zweibrücker Geistlichen eine besondere Predigt, eine erschütternde Predigt über das Thema, welch eine furchtbare Macht die Sünde auch heute noch in der Welt ist. Selten besuche ich eine Verhandlung, aber wenn ich es tue, gehe ich immer mit niederdrückenden Gedanken hinweg. An solchen Tagen kommt mir immer die Frage, ob wir Geistlichen nicht das Gesetz zu sehr hintansetzen, ob unsere Predigten nicht zu ästhetisch und zu wenig ethisch seien, ob wir uns, wie an die guten Instinkte, nicht auch ganz wesentlich nur an die guten Elemente wenden und die schlechten darüber vernachlässigen. In Tokio hatte Spinner die Einrichtung getroffen, daß jeder Gottesdienst mit dem Verlesen der zehn Gebote begonnen wurde. Das könnte für unsere Gemeinden keinesfalls empfohlen werden; aber gut wäre es doch, wenn je und je einmal jenes erschütternde „Du sollst“ in ihre Kreise hineinklänge. Die Christenheit wird immer Menschheit bleiben, und als solche wird sie dem alten Testament nie ganz entwachsen. Wohl wird es an Christen nicht fehlen, welche dem herrischen „Du sollst“ mit einem freien, fröhlichen „Vater, ich will“ zuvorkommen, aber das Gesetz selbst bleibt stehen, fest wie der Sinai, und wer gegen dasselbe anstürmt, wird sich das eigene Haupt zerschmettern.

Von der Wertschätzung des Sittengesetzes ist dagegen unsere Stellung zum Zeremonialgesetz ganz unabhängig. Wir wissen, wie die Juden an Äußerlichkeiten sich hielten und das Schwerste im Gesetz darüber vernachlässigten, wie unter dem Wust von Äußerlichkeiten das wahre religiöse Leben schließlich erdrückt wurde. Wir verstehen die Gleichnisse von dem Baum, der in Blättern prangte, aber keine Früchte trug, von dem Grab, das außen schön geschmückt, innen aber voller Moder war. Gewiß, die Diener der Religion hatten es gut gemeint, so gut wie jene russischen Diener, die bei der Fahrt über den Baikalsee das ihnen anvertraute Kind mit einem Berg von Pelzwerk gegen die Kälte zu schützen suchten. Als sie es aber am jenseitigen Ufer hervorholten, war es erstickt. So ist denn die Unzahl religiöser Äußerlichkeiten nicht etwas Gleichgiltiges, vielmehr ist sie der Todfeind, der die Vernichtung des inneren Lebens bedeutet. Darum hat es Jesus für seine heilige Pflicht gehalten, die Menschheit von diesem Joche zu befreien. Darum hat er gegen die Veräußerlichung der Religion geeifert, und dieser sein Eifer gegen die religiöse Veräußerlichung hat den Kampf mit den Pharisäern herbeigeführt, einen Kampf, der ihn an das Kreuz brachte. Somit hat Jesus nicht eigentlich für die Sünden der Menschheit, sondern für die geistige Freiheit als die Quelle jeglicher Tugend, für die Verinnerlichung und Vergeistigung der Religion sein Leben gelassen; durch sein Blut hat er uns losgekauft von jeder Menschensatzung zu innerer religiöser Freiheit, und der Apostel hat diese Bedeutung seines Todes wohl verstanden, wenn er seinen Gläubigen zuruft: Ihr seid teuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte!

Allerdings wird der Mensch, so lange er im Leibe wandelt, ohne jede äußere Bekundung schwerlich religiös sein können; einzelne vielleicht, die Massen nie. Darf es der einzelne? Kongo Utschimara erzählt in seinem prächtigen Büchlein „Wie ich ein Christ wurde“ (D. Gundert, Stuttgart) folgendes: „Ich kenne einen Japaner, der als ein getaufter Christ in eine englische Gemeinde eintreten wollte. Man fragte ihn, wer ihn denn getauft habe. Er antwortete: „Der Himmel.“ Er war an einem Sommernachmittag zu ernster Erkenntnis gekommen und hatte Vergebung in dem gekreuzigten Jesus gefunden. Es verlangte ihn, gleich getauft zu werden, aber in weitem Umkreis war kein Geistlicher zu finden. Da kam ein starker Regen. Es war ihm, als lade ihn der Himmel selbst zur Taufe ein und so stellte er sich in demütiger Haltung in den Regen, bis er ganz durchnäßt war. Er fühlte, daß dadurch seinem Gewissen Genüge getan war und hat sich seither immer als Christ bekannt.“ — Was wollen wir dazu sagen? „Spielerei?“ Oder sind wir christlich genug, um sprechen zu können: Ihr seid Kinder der Freien“?

Zweibrücken. C. Munzinger.

Vorträge über das Wesen der Religion.

Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte von Professor D. Wilhelm Bousset, Göttingen. Schwetschke & Gebauer, Halle a. S. (4 Mk.)

Es ist früher dem Protestantenverein häufig der Vorwurf gemacht worden, daß er die heutige wissenschaftliche Theologie, auch besonders die Resultate ihrer Kritik, aus den Büchern der Theologen und den Hörsälen der Universität hinaustrage in die Laienwelt, daß er, was die Theologen erforscht und gefunden, in populären Vorträgen Gebildeten und Ungebildeten mitteile. Es hat auch liberale Theologen gegeben, welche gegen diese „Popularisierung der Wissenschaft" mit großem Eifer zu Felde zogen. Wir sind demgegenüber immer der Meinung gewesen, daß es ebenso im Interesse der evangelischen Kirche wie des evangelischen Volkes liege, wenn die liberale Theologie ihr Licht nicht unter den Scheffel stellt. Sie würde damit ein gut Teil ihrer Existenzberechtigung verlieren. Alle Wissenschaft muß an sich glauben, an das Recht und die Macht der Wahrheit, daran, daß die Wahrheit, welcher Art sie auch sei, nie schaden, sondern immer nur Segen bringen kann. Daß wir nicht die Aufgabe haben, das große Publikum in die wissenschaftliche Verhandlung über schwebende wissenschaftliche Streitfragen hineinzuziehen, versteht sich von selbst. Aber schlicht, klar und warm den Suchenden und Fragenden sagen, was eine ehrlich forschende Theologie über die Entstehung der Bibel und des Christentums, über die Entstehung, den Sinn und den Wert der kirchlichen Dogmen gefunden hat, ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit, und jeder ist zu beneiden, der die Begabung besitzt, unserem evangelischen Volke diesen großen Dienst zu erweisen. Das Gleichnis vom Salz, welches salzlos wird und deshalb zu nichts nütze ist, als daß man es auf die Straße wirft, wo es von den Leuten zertreten wird, würde auf die Theologie, besonders auf die liberale Theologie, seine Anwendung finden, wenn diese sich als eine Art Geheimwissenschaft gebärden wollte, von der nur Prediger etwas wissen dürfen. Unser Volk hat ein Recht, nach dem Maße seines Auffassungsvermögens zu erfahren, was Wahrheit ist. Die Theologie muß denen, die nach einer neuen religiösen Weltanschauung suchen, weil sie an der alten irre geworden sind, zu Hilfe kommen. Sie muß dem Gerede entgegentreten, daß die evangelische Kirche ein Interesse daran habe, ihre theologische Erkenntnis dem Volke zu verbergen. Sie muß der breitesten Oeffentlichkeit den Beweis liefern, daß das Christentum durch echte wissenschaftliche Kritik nur immer herrlicher in die Erscheinung tritt. Nur auf diese Weise wird sie eine wahrhaft positive Wissenschaft, eine Wissenschaft, welche nicht niederreißt, sondern aufbaut. Wird auf seiten der Orthodoxie dagegen Sturm geläutet, so ist das ein Beweis, daß der Weg der richtige ist.

Schon längst ist dieser Weg, der zuerst vom Protestantenverein betreten worden ist, auch von anderen beschritten worden. Besonders erfreulich ist es, daß es in neuerer Zeit gerade akademische Theologen sind, welche in ganz hervorragender Weise an der Popularisierung der Theologie gearbeitet haben. So Weinel in seinen Vorträgen über „Jesus im 19. Jahrhundert", Otto in seinem „Leben Jesu" und jetzt Bousset in seinen „Vorträgen über das Wesen der Religion". Er hat sie in Hannover gehalten und dann in dem vorliegenden Band unverändert veröffentlicht. Er sagt in der Vorrede: „Die Vorträge verfolgen ein praktisches Ziel. Sie möchten den modernen Menschen unserer Zeit, soweit in ihnen ein Fragen nach einem ihr Leben leitenden Glauben erwacht ist, in der Überzeugung bestärken, daß auch für sie noch immer die Religion in der Form des Christentums und nur in dieser Form das bietet, wonach sich in ihnen die Sehnsucht regt. Die Vorträge richten sich an Fragende und Ringende, an Zweifelnde und Ungewisse."

Ich glaube, daß solche Vorträge über theologische und religiöse Fragen für Suchende und Zweifelnde in Städten, Industriebezirken, ja schließlich auch auf dem Lande immer mehr einen besonderen Zweig der Tätigkeit der Pfarrer bilden werden. Es wird nötig werden, daß Professoren für praktische Theologie auf den Universitäten, wie sie die jungen Theologen im Predigen und Unterrichten unterweisen, ihnen auch zeigen, wie sie außerhalb der Kirche die Zweifelnden und Suchenden mit dem bekannt machen können, was die wissenschaftliche Theologie diesen zu sagen hat. Da können denn die Vorträge von Bousset geradezu als vorbildlich bezeichnet werden. Es ist in ihnen alles klar, durchsichtig und übersichtlich, religiös warm und wissenschaftlich ernst, ohne fromme Phrase und doch voller Begeisterung. Bousset besitzt eine große Gabe der Darstellung. Auch den schwierigsten Stoff weiß er mit spielender Leichtigkeit so anschaulich zu gestalten, daß die Darstellung jedem verständlich und interessant wird. Die Vorstellung ist zugleich einfach und glänzend.

In dem einleitenden Vortrag bezeichnet er zunächst im allgemeinen die Religion als ein „Streben nach Leben", als ein Streben nach Gütern, auf den niederen Stufen des religiösen Lebens nach irdischen Gütern, auf den höheren und höchsten Stufen nach Leben mit Gott, Versöhnung, Vergebung. Die Religion ist im Unterschied vom ethischen Handeln, von dem Streben nach dem Wahren und Schönen — dies alles ist uninteressiert — gespanntestes persönliches Interesse. Neben diesem Streben nach Leben geht der Glaube an Gott (resp. Götter) einher. Um das Wesen der Religion zu erkennen, muß man die ganze Geschichte des religiösen Lebens in der Menschheit befragen. Man darf dabei das Christentum oder das Alte und Neue Testament nicht etwa als „geoffenbarte Religion" von den übrigen Religionen als der „natürlichen Religion" scheiden; sondern man muß „die ganze große Geschichte des menschheitlichen religiösen Lebens als ein großes Werk Gottes" betrachten, als „ein unaufhörliches Emporlocken, ein ständiges Reden Gottes mit den Menschen und der Menschen mit Gott, sowie sie es auf jeder Stufe verstanden". Bousset schildert nach diesem einleitenden Vortrag in sieben Vorträgen die Religion der Wilden, die Naturreligionen, die Propheten und prophetischen Religionen, die Gesetzesreligionen (Judentum, Parsismus, Islam), die Erlösungsreligionen (Buddha, Plato), das Wesen des Christentums, die Zukunft des Christentums. Das Ganze ist eine ausgezeichnete populäre Darstellung der Geschichte der Religion.

Uns interessiert in erster Linie das, was Bousset in den beiden letzten Vorträgen über das Wesen und die Zukunft des Christentums sagt. Das Wesen des Christentums, wie es uns im Evangelium Jesu entgegentritt, ist ihm negativ die Befreiung der Religion von jüdisch-nationalen Prätensionen, von nationaler Gebundenheit, von der Zeremonie, vom Buchstaben, von der herrschenden Gelehrsamkeit. Positiv ist das innerste Wesen des Christentums nach dem Evangelium Jesu die Betonung des unendlichen Wertes der menschlichen Persönlichkeit, eines Wertes, welcher verbürgt und behütet wird von der persönlichen Vaterliebe Gottes, also Gemeinschaft zwischen der Persönlichkeit der Menschen und der Persönlichkeit Gottes. Aus dieser Verbindung „ergibt sich eine von allem Kultischen und Zeremoniellen, von allem kleinlich Gesetzlichen und Kasuistischen, von allen Neben- und Außendingen gereinigte Moral, verbunden mit der reinen von allen Nebendingen befreiten Religion". Jenseitigkeit und Diesseitigkeit verbinden sich in der Religion Jesu auf das innigste mit einander. Weist er auf der einen Seite den Menschen mit aller Energie auf die Ewigkeit hin, so weist er ihn andererseits mit derselben Energie hinein in das Leben sittlicher Gemeinschaft. Trotz ihres scharf gezeichneten jenseitigen Hintergrundes „ist die Ethik des Evangeliums nicht asketisch, kulturfeindlich. Sie bejaht im Prinzip das menschliche Leben und seine Arbeit, weil sie das darin sich offenbarende Sittliche nach allen Kräften bejaht." Neben dieser Einheit von Religion und Moral „steht als zweiter Brenn-

punkt in der Ellipse des Christentums der Erlösungsgedanke". „Hier der sündenversunkene aus der Heimat fortgewanderte Mensch in seiner tiefsten Verlassenheit, dort die starke Gottesliebe, die den verlorenen Sohn wieder annimmt ohne Besinnen, ohne Vorwürfe." Dies alles ist zusammengefaßt „in einem Personbild von mächtiger Wucht und Geschlossenheit", nämlich in der Person Jesu. Daher „in keiner Religion eine Persönlichkeit annähernd die Bedeutung gewonnen hat, wie die Person Jesu im Christentum". Jesus verlangt deshalb von den Seinen unbedingte Hingabe; er fordert alles zu verlassen und ihm nachzufolgen. Doch „hat er niemals den Glauben an sich in dem Sinne verlangt, in dem er den Glauben an Gott verlangte". Aber schon bei Paulus wird aus dem einfachen Evangelium Jesu ein Glaube an Christus. Dieser Glaube an Christus ist die Wurzel, aus welcher später das Dogma von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit usw. hervorgewachsen ist.

Ganz besonders fesselnd ist der letzte Vortrag über die Zukunft des Christentums. Die durchaus unter der Herrschaft der Kirche stehende mittelalterliche Kultur ist abgelöst worden von der weltlichen Kultur der Gegenwart, deren Gedanken- und Empfindungswelt uns in Gestalten wie Goethe und Bismarck entgegentritt. In dieser Kulturwelt fand im allgemeinen eine ungeheure Zurückdrängung des religiösen Lebens statt. Es ist das unsterbliche Verdienst des Rationalismus, die Verbindung zwischen der modernen Kultur und dem Christentum aufrecht erhalten zu haben. Je mehr dann im vorigen Jahrhundert sich das religiöse Leben unter der Herrschaft der evangelischen Orthodoxie verengte, umsomehr trat der Einfluß der Religion auf das Gesamtleben zurück. Kann nun in dieser Welt der modernen Kultur das Christentum seine Stelle behaupten? Bousset antwortet mit einem entschiedenen Ja, aber freilich müssen diejenigen Bestandteile des Christentums, welche im Gegensatz zur modernen Kultur stehen, welche deshalb dem heutigen Menschen unverständlich geworden sind, zurückgestellt und dafür die hervorgestellt werden, welche der Gedanken- und Empfindungswelt der heutigen Kultur entgegenkommen. Die Verkündigung des Christentums darf nicht mehr einsetzen mit dem für den modernen Menschen unverständlichen Gegensatz von Sünde und Gnade, wie er uns bei Paulus und Luther entgegentritt, sondern vielmehr mit der Predigt Jesu, welche nicht mit der Erweckung des Sündenbewußtseins begann, sondern mit der Anspannung der moralischen Kraft: „Tue das, so wirst du leben". Ferner muß der Begriff der „Gottheit Christi" zurücktreten. „Jesus hat sich in seinem ganzen Leben auf seiten der Menschen und nicht auf seiten Gottes gestellt." „Aber er ist der Führer zu Gott." „Wir spüren in seiner Person die Gegenwart Gottes." Weiter: Wir müssen mit den heutigen Menschen die unbedingte Gültigkeit des Naturgesetzes anerkennen. Damit fällt das Wunder im strengen Sinne des Wortes, im Sinne des Eingreifens Gottes in das natürliche Weltgeschehen unter Aufhebung seiner Gesetze usw. Diese Gedanken sind den Lesern des „Protestantenblattes" durchaus nicht neu. Bousset verkündigt sie auch gar nicht mit dem Anspruch, daß sie neu seien. Aber sie werden von ihm mit einer wunderbaren Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen. Ich persönlich kann ihm nicht in allem zustimmen. Ich glaube z. B., daß das Evangelium des Paulus, wenn es von den jüdischen Hüllen befreit wird, auch den heutigen Menschen verständlich ist, und daß die rechte Verkündigung dieses Evangeliums dem heutigen Menschen geradezu ein Bedürfnis ist, eine notwendige Auslegung des Evangeliums Jesu. Im übrigen möchte ich der Forderung Boussets, daß die dem heutigen Menschen unverständlich gewordenen Bestandteile der christlichen Überlieferung zurücktreten müssen, als Ergänzung den anderen Satz zur Seite stellen: Die Bestandteile der heutigen Kultur, welche diese dem protestantischen Christentum entnommen hat, müssen für uns die Anknüpfungspunkte für die Verkündigung des Evangeliums bilden. Beides zusammengenommen ist das Recht der mißverständlichen und oft mißverstandenen, aber ganz gewiß unerläßlichen und auch von Bousset mit allem Nachdruck vertretenen Forderung der Versöhnung des Christentums mit der modernen Kultur und der modernen Kultur mit dem Christentum.

P. Kirmß.

Zur Bekämpfung des Eides.

Von G. Freybe.

IV.

Daß der Zeugeneid, auch in der von Otto Mayer gewünschten starken Einschränkung, unhaltbar ist, weil ungenügend, geht auch aus dem Grund hervor, den Mayer anführt, um einen Punkt der Zeugenaussage unter Eid zu stellen: „wo Gericht oder Parteien Bedenken haben, ob sich der Zeuge recht erinnert oder sorgfältig und treu genug ist." Aber mag ein Eid auch bei vielen zu gewissenhafter Revision ihrer Gedanken und Aussagen führen, eine sichere Gewähr für zuverlässige Erinnerung, für Treue und Wahrhaftigkeit kann er auch in dem Falle nicht bieten.

Wie der Zeugeneid, muß auch der Sachverständigeneid fallen; er ist auch überflüssig. Oft wird er wiederholt, oder es muß im Einzelfalle die Richtigkeit des Gutachtens beschworen werden, und das geschieht auch, während man streng genommen doch nur beschwören kann, daß man nach bestem Wissen und Gewissen das Gutachten aufgesetzt habe. Der Sachverständige kann also nur die Lauterkeit seiner eigenen Gesinnung und seine Gewissenhaftigkeit beschwören. Aber gerade weil diese Eigenschaften schon bei ihm vorausgesetzt und nicht im mindesten angezweifelt wurden, wurde der Betreffende überhaupt zum Sachverständigen berufen. Viel mehr als die Rücksicht auf die Heiligkeit des Eides wird ihn „der fromme, ehrliche, gewissenhafte Charakter und, schlimmstenfalls, wenn dieser versagen sollte, die Rücksicht auf das eigene wissenschaftliche Renommee" leiten, wie Scholz mit Recht hervorhebt, der auch den Sachverständigeneid für entbehrlich hält.

Wie viel Gewissensunruhe und Verzweiflung ruft nicht nur ein leichtsinnig oder fahrlässig geschworener Eid hervor, sondern schon der bloße Gedanke an die Möglichkeit oder die Einbildung der Tatsache, irrtümlicherweise falsch geschworen, einen andern zu Unrecht durch die eigene beeidete Aussage belastet zu haben, ein Gedanke, der sich gerade in ehrlichen und streng gewissenhaften Seelen am häufigsten einstellt! Wenn man das bedenkt, wird man nur noch bestärkt in der Forderung der gänzlichen Abschaffung jeder eidlichen Versicherung; es gilt écraser l'infâme!

Ohne alle Schwierigkeit ist auch jeder promissorische Eid zu entbehren. Nie steht die Zukunft in unserer Hand; was einer heute für recht und pflichtgemäß hält, kann ihm später, oft schon nach wenigen Jahren, bei gründlicher, tieferer Gewissensbildung oder auch infolge andersartiger, unvorhergesehener Geistesentwicklung als unsittlich und pflichtwidrig erscheinen. Auch sind promissorische Eide durchaus nicht immer zu halten: Jephta und Herodes hätten, Luther und Katharina von Bora hatten gewiß nicht Unrecht getan, wenn sie ihr Gelübde nicht hielten.*) Oder auf die Gegen-

*) Sehr verschieden wird allerdings bisweilen das Verhalten des Herodes beurteilt; de Wette bezeichnet es (Hirzel, S. 58) als „falsche Gewissenhaftigkeit"; doch die Evangelisten, die Menschenfurcht mit im Spiele denken (Marc. 6, 26, Matth. 14, 9), scheinen es doch als Mangel an Gewissenhaftigkeit zu kennzeichnen. In Konfliktsfällen, die noch dazu durch eigene Schuld und Übereilung herbeigeführt sind, gilt es doch wohl stets das kleinere Uebel zu wählen, bezw. das kleinere Unrecht zu begehen. Das wäre hier aber der Gelübdebruch gewesen; Herodes hat das nach den Evangelien ja auch selbst empfunden.

wart angewandt: ein Pfarrer muß bei seinem Amtsantritt schwören, gemäß den — meistenteils nur sehr teilweise und lückenhaft ihm bekannten — „Bekenntnisschriften" zu lehren; er kommt aber — etwa infolge wissenschaftlicher Weiterarbeit — zu einem viel freieren Standpunkte, dem die Theologie der „Bekenntnisschriften" nicht mehr als „Norm" gelten kann*); ist da nicht die Pflicht subjektiver Wahrhaftigkeit größer und notwendiger als die der Treue gegen jene eidliche Verpflichtung? ja, müßte er nicht lieber, um jene zu wahren, auf sein Amt verzichten? Tatsächlich tun das aber viele, die meisten nicht, und doch weichen fast alle, auch alle nur etwas modern empfindenden Orthodoxen in vielen und nicht immer nur etwa in unwesentlichen Stücken von der „Norm" ab, und doch wird jene alte Eidesverpflichtung wie eine ewige Krankheit in vielen Landeskirchen noch stets fortgeschleppt! Müßten dann nicht alle, die nicht völlig im Sinne des 17. Jahrhunderts orthodox sind — und das ist heute kein einziger mehr — als eidbrüchig angesehen und bestraft werden? Oder fordert etwa das — übrigens selbst nie mehr völlig auf dem Boden der Konkordienformel stehende — Kirchenregiment die Konsequenz ihres Ordinations- und Amtsgelübdes in diesem Falle von ihnen, die Amtsniederlegung? Keineswegs. Ja, nicht nur beim Militär, auch im zivilen Staatsdienst wie in der Kirche werden Beamte, die ihr Amt nicht treu verwaltet haben, zwar bestraft oder abgesetzt, aber nicht auch noch wegen Eidbruchs belangt, wie es doch sein müßte. Oder gibt es etwa im Punkte „Eid" eine doppelte Moral — wie tatsächlich in der römischen Kirche —, eine andere Auffassung und Wertung beim assertorischen, eine andere beim promissorischen Eide? — Hat doch auch Kant (Werke, Band 7, S. 105) schon sich gegen diesen Eid gewandt: „Wenn die Amtseide, welche gewöhnlich promissorisch sind, daß man nämlich den ernstlichen Vorsatz habe, sein Amt pflichtmäßig zu verwalten, in assertorische verwandelt würden, daß nämlich der Beamte etwa zu Ende eines Jahres (oder mehrerer) verbunden wäre, die Treue seiner Amtsführung während desselben zu beschwören, so würde dieses teils das Gewissen mehr in Bewegung bringen, als der Versprechungseid, welcher hinterher noch immer den inneren Vorwand übrig läßt, man habe, bei dem besten Vorsatz, die Beschwerden nicht vorausgesehen, die man nur nachher während der Amtsverwaltung erfahren habe, und die Pflichtübertretungen würden auch, wenn ihre Summierung durch Aufmerker bevorstände, mehr Besorgnis der Anklage wegen erregen, als wenn sie bloß eine nach der anderen (über welche die vorigen vergessen sind) gerügt werden." — Tatsächlich werden aber die promissorischen Eide vielfach vom Gericht selbst nicht voll gewürdigt, nicht nur nach seiten ihrer ungleichen Bestrafung im Übertretungsfalle, sondern auch in ihrer Anerkennung; denn mancherorts werden niedere Beamten (z. B. Polizeidiener, Nachtwächter, Gendarmen), die doch einfach an ihren einst geleisteten Diensteid erinnert werden könnten, doch bei Verhandlungen wie andere Zeugen behandelt und von neuem vereidigt. (Vgl. Scholz, Sp. 581.)

Viele der promissorischen Eide sind geradezu lächerlich, nach Form und Inhalt mittelalterlich und für heutige Verhältnisse unwahr; sie werden mehr als Dekoration denn als bindender Ernst genommen, ihre Übertretung fast als selbstverständlich angesehen, jedenfalls kaum geahndet; dazu gehören die formalistischen, dehnbaren, weil in lateinischer Sprache abgefaßten Promotions- und überhaupt Universitätseide, die zu für die Gegenwart brauchbaren nur durch große formelle und inhaltliche Änderungen werden können. Ein Beleg dafür ist der von Paulsen (a. a. O., S. 563, Anm.) angegebene, in Berlin übliche medizinische Doktor-Eid, welcher beginnt: „Ich N. N. schwöre, daß ich nicht um meines Vorteils willen die Heilkunst üben will, sondern zur Ehre Gottes, zur Wohlfahrt der Menschen und zur Mehrung der wissenschaftlichen Erkenntnis usw." Dazu bemerkt der Berliner Philosoph: „Das ist offenbar ein Überlebsel, das nur durch die lateinische Sprache geschützt wird, in deutscher Sprache wäre es unmöglich." Der Student wird gewöhnlich durch Handschlag bei der Immatrikulation verpflichtet zum „akademischen Bürger"-gehorsam, aber auf dem Papiere steht auch — natürlich lateinisch — von einem: ich schwöre, daß ich ehrenhaft leben und die Gesetze der civitas academica befolgen will usw.; aber weder Trunkenheit noch nächtliche Ruhestörung, Laternenauslöschen und dergleichen, was doch schon mit Polizeistrafen geahndet wird, gilt als „unehrenhaft" oder als Gelübdebruch, ja auch nicht die überall auf dem Papiere verbotene Waffentat (Mensur, Duell); man vergleiche damit den Fahnen- oder Diensteid der Offiziere und die dem durchaus nicht entsprechende Behandlung von Duellanten! Von der Sinnwidrigkeit mancher kirchlichen Diensteide war schon die Rede. — Derartige Zustände verstärken nur die Forderung: Fort mit jedem Eide!

6. Mittel zur Bekämpfung und Ersetzung des Eides.

Wirklichkeit und Wahrheit decken sich leider auch in diesem Punkte nicht. Es herrscht bei vielen, und gerade recht pflichttreuen Beamten wie Nichtbeamten ein starkes Mißtrauen gegen jeden Eid; man fühlt seine Unzulänglichkeit und Überflüssigkeit. Daß wir trotz alledem nicht weiter in der Bekämpfung des Eides und noch lange nicht bis zu seiner Beseitigung gelangt sind, daran ist zu einem nicht unerheblichen Teile die wissenschaftliche Ethik, zumal die theologische schuld, die mehr als die philosophische die praktischen Probleme des Tages vernachlässigt hat und ihre größte Kraft auf Prinzipienfragen wirft. Manche theologischen Ethiken bringen gar nichts über den Eid. Andere finden sich einfach mit der Tatsache des Eidzwanges ab, da er nun einmal Staatsgesetz und auch wohl unentbehrlich sei beim sündhaften Zustande der Menschen, und nach Römer 13 müsse man ja der Obrigkeit — also auch der eidfordernden — gehorchen. Aber gerade je höher man von Jesus denkt und für je bedeutender und beherzigenswerter man seine Worte anschlägt, desto mehr müßte man Matthäus 5, 33 ff. erwägen und zu verwirklichen suchen; diese Worte des größten Gottesboten lassen sich schließlich auch einem Staatsgesetz gegenüber rechtfertigen mit einem: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!" Es ist bezeichnend, daß man über die Eidfrage bei den Philosophen mehr Betonung des Problems und etwa auf zwei Seiten mehr Anregungen und ernste Erwägungen findet als in mancher mehrbändigen theologischen Ethik, die sich oft nur mit ganz allgemeinen Redensarten und einer fast katholischen Unterscheidung zweier Lebensgebiete mit dem bestehenden Zustande und der ihm widerstrebenden Forderung Jesu abfindet, höchstens noch vor unnötigem, leichtsinnigem wie falschem Schwören und unüberlegten Gelübden warnt. Schon Kant (Werke, Band 6, S. 258, Anmerk. 1) hat diesen Mangel gerade bei den Theologen beklagt und nicht verstehen können: „Es ist nicht wohl einzusehen, warum dieses klare Verbot wider das auf bloßen Aberglauben, nicht auf Gewissenhaftigkeit gegründete Zwangsmittel zum Bekenntnisse vor einem bürgerlichen Gerichtshofe von Religionslehrern für so unbedeutend gehalten wird." — Denselben Vorwurf wie wir hat schon 1898 D. Martin Rade gegen die theologische Ethik, aber auch gegen die Predigt der evangelischen Kirche erhoben. Er stellte in „Religion und Moral" (Gießen 1898) als die beiden ersten Streitsätze auf: „Die deutsch-evangelische Theologie unserer Tage vernachlässigt die ethischen Probleme" und „die Ethik, auch die evangelisch-theologische, hat vielfach den Zug gehabt, das Bestehende zu sanktionieren und damit dem Ernst des christlichen Sittengesetzes Abbruch getan." Mag in den letzten Jahren darin manches besser geworden sein und ist vielfach über die aus der wirtschaftlich-sozialen Lage der Gegenwart

*) Ähnliches erlebt man in der katholischen Kirche jedes Jahr in wiederholten Fällen.

geborenen neuen Verhältnisse und ethischen Probleme verhandelt worden, so ist doch die Eidfrage noch zu sehr vernachlässigt; wer hat wohl je eine Predigt über den Eid gehört? Und doch leiden viele Christen unter ihm, wie auch Bußmann*) gesteht, der den Abstand auch hinsichtlich des Eides vom Ideal zwar anerkennt, aber kaum auf Abhilfe hofft. „Trotz alledem", schreibt er, „bleibt das Ideal der gänzlichen Abschaffung jeder Beteuerung durch unumschränkte Wahrhaftigkeit bestehen, und Christen haben allen Anlaß, sich in ihrem Gewissen beunruhigt zu fühlen, wenn sie einen Eid leisten müssen, und haben alles dazu zu tun, daß die Zahl der Eide, besonders der Diensteide, verringert wird" Es sollten die Vertreter echt protestantischer Freiheit, Wahrhaftigkeit und Religiosität, falls die Juristen diesem Übel nicht energisch entgegentreten, sich zusammenschließen, um wenigstens den Eidzwang in jeder Hinsicht zu brechen, den Zwang zum assertorischen wie promissorischen Eid. Fällt der Eidzwang, dann werden nur wenige sich noch zum Eide drängen, und ob das die Besten sein werden? Aufhebung des Eidzwanges ist jedenfalls die Vorstufe zur Erreichung des allein menschenwürdigen, vernunftgemäßen Zustandes der völligen Beseitigung des Eides und Schwures. Die Frage nach der Verwirklichung dieser auch durchaus christlichen Forderung wäre passender Beratungsstoff für Konferenzen und Synoden, auf denen doch so oft hinsichtlich der praktischen Verhandlungen über eintönige Wiederkehr stets derselben Gegenstände geklagt wird. Denn nicht nur die einzelnen Protestanten, — die evangelische Kirche als solche muß mit der Bekämpfung von Eidzwang und Eid vorangehen, — oder will sie sich auch hier, auf diesem durchaus im Wesen des (evangelischen) Christentums liegenden Punkt etwa von der Sozialdemokratie oder anderen Mächten dereinst überholen und sich dann zeigen lassen, was sie versäumt hat? Will sie immer die große, schwere Bremse im modernen Kulturleben sein, die dann stets versagt oder zu spät funktioniert, wenn es sich um wahrhaft sittlich-religiöse Gefahren handelt? Die Kirche muß zuerst selber mit jedem Eidzwang bei Anstellung und Ordination brechen und sich mit Handschlag und Ehrenwort begnügen. — Von der evangelischen Ethik und der kirchlichen Praxis und Predigt befruchtet und angeregt, wird und muß im Religionsunterrichte bei Behandlung der Bergrede wie an vielen sonst geeigneten Stellen die Eidesnot, der wahre Wert des Eidverbotes Jesu und das zu erstrebende Ziel der Eidlosigkeit und gegenseitigen Wahrhaftigkeit und Treue dargelegt werden.

Der Staat muß nach Abschaffung aller promissorischen, Sachverständigen- und Diensteide — die Kontrolle der Beamten durch die Revisoren und Inspektoren ist ja augenscheinlich auch trotz der Diensteide nötig; wie sie jetzt trotz der Diensteide noch nötig ist, so wird sie in Zukunft auch ohne Diensteid genügen — auch auf die aller assertorischen Eide dringen, indem die schärfsten Strafen, wo Vermögen ist, höchste Geldstrafen, überall aber Freiheits- und Ehrenstrafen, ja die jetzt für Falsch- und Meineid bestehenden hohen Strafen auf leichtsinnige oder geflissentlich unwahre gerichtliche und offizielle Aussagen gesetzt werden; die verhörten Zeugen mögen das verlesene Protokoll eigenhändig unterzeichnen. Wie im kaufmännischen Leben, etwa in der Börse, ein Wort, ein mit Handschlag abgeschlossener Handelsvertrag als gegenseitig bindend gilt, wie dort die Unterschrift alles garantiert, so muß und kann das auch im öffentlichen Leben, im Staats- und Kriegsdienst, vor Gericht, in der Kirche wie im gesellschaftlichen Zusammenleben genügen. Den Mennoniten gegenüber geschieht das ja auch schon. Was sie für sich, nehmen wir als unser gutes Recht auch für uns, für alle in Anspruch!

Nach Zeitungsberichten hat der Vorsitzende des Bundes freireligiöser Gemeinden Deutschlands, Prediger G. Tschirn in Breslau, im Namen des Bundes an den Reichstag eine Petition gesandt, in der für Dissidenten eine geeignete Eidformel, etwa: „ich schwöre" oder „ja" gewünscht wird. Das ist ein erfreuliches Zeichen und hoffentlich Anlaß, daß sich der Reichstag und ganz Deutschland einmal wieder ernst mit der Frage beschäftigen. Doch sind im Punkte Eid gewiß viele „Dissidenten" auch außerhalb der Freidenker, und so wünschen wir, daß die Petition oder ihr Erfolg auf alle Eidgegner erweitert wird und von allen Protestanten Unterstützung findet. Aber dann sollte man das: „ich schwöre" fallen lassen; denn zum Wesen des Schwurs gehört ja gerade und vor allem ein wertvolles Objekt, bei dem man schwört oder das man zum Pfande setzt. Eine einfache Erklärung: „Ich verspreche, nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Zusätze oder Fortlassungen meine Aussagen zu machen, und bin für den Fall der Unwahrhaftigkeit der höchsten Strafen gewärtig", so oder in ähnlicher Weise, mag genügen. Auf zum Kampfe für Wahrheit und Freiheit!

Nach Beseitigung des Eides aus dem öffentlichen und privaten Leben werden auch jene häßlichen, oft leer renommistischen Beteuerungen und Versicherungen fallen, und auch in den alltäglichen Verkehr wie in die gesellschaftlichen Formen wieder mehr und mehr ein Geist schlichter Wahrhaftigkeit statt hohler, phrasenhafter Höflichkeit und Schmeichelei einziehen, daß dann Goethes bitteres, aber so wahres Wort nicht mehr gilt: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist"; unser Ja und Nein wird ein wirkliches, wertvolles, echtes werden, und auch die Lüge wird nicht mehr so frech und ungezügelt ihr feiges Haupt erheben. Luther sagt (Auslegung zum 101. Psalm): „Uns Deutschen hat keine Tugend so hoch gerühmt und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, Nein Nein lassen sein, wie des viel Historien und Bücher Zeugen sind." Daß dieser Zustand wiederkehre, dazu muß der Eid fallen; Freiheit vom Eide und dann Freiheit von der Lüge, weil Freiheit zur Wahrheit; diese allein macht wahrhaft frei! — Unser Volk hat nach und nach manche Knechtschaft: Sklaverei, Leibeigenschaft, Religionsknechtung, Napoleonsjoch abgeschüttelt; zur Freiheit berufen, möge es ernst in dem gegenwärtigen machtvollen Ringen nach Geistesfreiheit auf allen Gebieten sich auch die Freiheit zur Wahrheit erkämpfen, von der vor bald hundert Jahren zur Zeit anderer, blutigerer Freiheitskämpfe Ernst Moritz Arndt sang:

„Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wack'rer Deutscher, nenne dein!"

*) Bußmann, Handel und Ethik. Göttingen 1902; S. 51.

Das Kind und die Märchenwelt.

Ist es recht, den Kindern Märchen zu erzählen und sie in eine Welt einzuführen, die nachher in Schaum zerrinnt und sich vor dem erwachenden Denken als Schein erweist? Es haben sich Stimmen erhoben, die diese Frage entschieden verneinten, die schon die Kleinsten darüber aufklären und aufgeklärt wissen wollen, daß nicht das Christkind oder der Weihnachtsmann in die Häuser Freude und Lichterschein bringt, daß nicht der Berggeist Rübezahl die Bergesspitzen in Wolken hülle und die Steine von den Felsen abbröckele und herunterwerfe, sondern daß dort menschliches Tun, hier diese und jene Naturgesetze gewaltet haben.

Ich will nicht darauf hinweisen, daß man den Kindern auf diese Weise Vieles nimmt, vor allem den schönen, goldenen Hauch der Dichtung, mit dem für das Kinderauge die Welt übergossen ist, denn man könnte mir einwenden, daß man ja den Kindern dafür etwas Köstlicheres gäbe: die kristallene Wahrheit. Aber ein anderes sei erwähnt. Wie kommt es doch, daß, wohin wir schauen, wo nur eine Menschenwelt atmet, zugleich eine Märchenwelt da ist, die

hier die Berge und Quellen, die lachenden Wiesen und Wälder ebenso mit Wundergestalten belebt, wie dort die wechselnden Wogen, die huschenden Nebel, die veränderlichen Dünen am Meer und am Meeresgestade? Woher kommt es denn, daß die Völker aller Zeiten, in allen Himmelsstrichen — das Altertum nicht ausgeschlossen —, die rohen Naturvölker, wie die höchst zivilisierten, die Bewohner des fernen Asien, die der einsamen Inseln der Südsee ebenso, wie wir Deutschen oder England und Irland ihren Märchen- und Sagenschatz haben? Die Völker haben sich doch nicht verabredet? Die Sagen sind doch unabhängig von einander entstanden und werden von den alten Leuten den Kindern erzählt und immer wieder erzählt, und immer wieder lauscht ein neues junges Geschlecht mit weitgeöffneten Augen und mit freudiger Spannung! Sollte darin vielleicht ein Fingerzeig liegen, daß dies geschieht und geschehen ist, weil es das Natürliche ist? Daß das Märchen bis zu einem gewissen Gerade dem Kinde angemessen ist? Ja, daß es dem Helldunkel des Bewußtseins entspricht, in dem der junge Geist sich erst langsam in der Welt orientiert, ehe das klare Denken sein Licht erstrahlen läßt? Ist doch das Leben der Kinder noch einem halben Traumzustande vergleichbar, aus dem der Geist erst langsam erwacht.

George Sand erzählt in ihren Erinnerungen, daß sie den Tag verwünsche, an dem ihr zum ersten Male Zweifel an dem Knecht Rupprecht auftauchten, dem geheimnisvollen Spender der Spielsachen, und sagt: „Aus dem Leben des Kindes das Wunderbare tilgen, heißt gegen die Gesetze seiner Natur vorgehen. Das Kind lebt ganz naturgemäß in einer, so zu sagen übernatürlichen Umgebung, worin ihm alles wunderbar ist und wo alles, was außerhalb ist, ihm auf den ersten Blick wunderbar erscheinen muß."

Ja, ich möchte noch weiter gehen, ich möchte sagen: wenn das Kind keine Märchenwelt hätte, es würde sich selbst eine solche schaffen; denn im Kinde waltet die dichtende Phantasie unaufhörlich, unbewußt bestrebt, das Nichtwissen zu ergänzen und in freiem Spiele das Gesehene und Erfahrene nachzuahmen. Ich will mich nicht auf das naturwissenschaftliche Gebiet wagen und etwa die Frage aufwerfen, ob diese leichte Beweglichkeit der Phantasie vielleicht gar auch mit der Gehirnsubstanz der Kinder zusammenhängt, aber psychologisch kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die bunten, oft das Disparateste miteinander vereinigenden, freien Erzählungen der Kinder einfach und natürlich zum großen Teile auf den Mangel an Erfahrung zurückzuführen sind, welche Gegenstände in der Welt zusammengehören, wie Ursache und Wirkung aufeinander folgen und welcher Zusammenhang unter den Dingen stattfinden kann oder gewöhnlich stattfindet. Und hiermit ist der willigen Aufnahme der Märchen einerseits Tor und Tür geöffnet und die innere Notwendigkeit erklärt, daß die Kinder, auch ohne es zu wollen, da, wo sie frei erzählen, Märchen bilden. Dazu kommt freilich, wie wir schon sahen, die Freude am Wunderbaren. Ist doch das Kind von Wundern umgeben und kommt es doch aus dem Staunen nicht heraus, wo es etwas Neues sieht, was es nicht kannte. Die Erfahrung bietet ihm immer neue Überraschungen. Schon diese natürliche Gewöhnung macht uns verständlich, daß es das Neue, Überraschende liebt, sowohl bei Erzählungen die es aufnimmt, als bei solchen, womit es andere beglücken will. Zwar kommt freilich auch der größte Gelehrte genau genommen aus dem Staunen über das Neue, was entdeckt wird, nie heraus, aber das ist hierbei der Unterschied zwischen den Erwachsenen und den Kindern, daß die letzteren sich willkürlich ihr Nichtwissen auf ihre Weise zu erklären suchen, die ersteren aber sich mit ihrem Nichtwissen demütig vor dem großen Weltgeiste bescheiden.

Aber es ist noch viel mehr, was des Kindes Neigung zur Märchenwelt als ganz natürlich erscheinen läßt.

Eins meiner Kinder pflegte oft eine Nuß auf den Fußboden zu legen mit den Worten: „Bitte, bitte, tritt mir das Nüßchen tot", und als dasselbe aufgeknackt war, und das Kind die gesprungenen Schalen sah, da war das erste nicht die Freude an dem süßen Kern, sondern der Ausruf: „das arme Nüßchen!", der von einem wirklich mitleidigen Ausdrucke der Mienen begleitet war. Was hatte das Kind getan? Es hatte der Nuß Leben und Empfindung verliehen, es hatte sie personifiziert nach menschlicher Analogie. Derartige Erfahrungen hat jeder gemacht, der mit Kindern umgeht. Es schlägt die böse Tischecke, an die es sich gestoßen hat, sagt von dem Stuhle, den es nicht tragen kann, „der Stuhl will nicht", von der Sonne sagt es treuherzig, „daß sie schlafen gegangen ist", und malt sich vielleicht manchmal noch die näheren Umstände dazu aus, es gibt dem hölzernen Pferdchen von seinem Brödchen zu essen; und wenn es sich auch manchmal selber sagen muß, daß die Zumutungen, die es an die umgebende Welt stellt, aussichtslos sind, in Bezug auf ihre Erfüllbarkeit, so ist doch der Trieb zu personifizieren mächtiger als solche Reflexion, er ist geradezu Bedürfnis. Und woher kommt denn dieser Trieb? Wieder aus dem Mangel an Erfahrung, indem das Kind nämlich zunächst nur sich selbst als Einzelwesen kennt, sein Empfinden, sein Reagieren auf die Eindrücke der Außenwelt überträgt es urteilslos dasselbe innere Leben auf jedes Ding in der Umgebung, es kennt noch nicht den Wesensunterschied der Dinge. Hier pulsiert also in der Kindesseele eine Hauptschlagader, die dem Märchen Lebensblut zuzuführen geeignet ist: der Trieb, leblose Gegenstände zu personifizieren. Es ist ganz natürlich, daß die Quelle von einer Nixe bewohnt ist, und das Meer von einem Meerweib, daß der standhafte Zinnsoldat wirklich duldet, und der Wind eine blasende Person ist, die man anreden kann, daß alles lebt, alles empfindet, fühlt, Gutes und Böses tut, nach Art der Menschen.

Aber sehen wir weiter. Das Kind denkt in Bildern, es sieht, was es denkt, und denkt sich darum Bestimmtes, indes der Erwachsene viel häufiger ein Schema seiner Vorstellung hat, oder gar den bloßen Begriff, als ein Zeichen, mit dem er rechnet; das Kind sieht bei dem Worte „Pferd", des Nachbars oder des Milchpächters Pferd, welches es kennt. Die Deutlichkeit, mit welcher die Kinder das, was erzählt wird, wirklich sehen, erhellt aus der Gewissenhaftigkeit, mit der sie, viel mehr als es ein Erwachsener tun würde, die geringste Abweichung bei einer Wiederholung der Erzählung zu korrigieren unternehmen und aus der Umständlichkeit, mit welcher sie da, wo sie sie selbst erzählen, Personen und Sachen beschreiben. Ist es darum ein Wunder, daß sie das farbenprächtige Märchen mehr als eine Erzählung der Wirklichkeit lieben, weil dasselbe mit seiner Fülle von Glanz und Flitter, mit seinem Gold und Silber, seinem Strahlenschimmer, viel mehr für die Anschauung bietet, und weil es reizendere Bilder am inneren Auge vorüberziehen läßt?

Und noch eins. Bodenlose Übertreibungen sind allen Märchen eigen, der Große wird ohne weiteres zum Riesen, der Kleine zum Zwerge, das Alter zählt nach Hunderten von Jahren und der Reichtum tritt in solchen Mengen auf, daß die ungeheuren Schätze als eine nie versiegende Quelle erscheinen. Aber eben dieselben Übertreibungen liegen in der Natur der Kinderseele. Kinder übertreiben fast immer, und desto mehr, je geweckter sie sind. Sie glauben dabei nicht zu lügen, sie kennen nur den Maßstab nicht, nach dem sie messen müssen, weil die Übung fehlt, hier die Entfernung, dort den Wert eines Gegenstandes oder die Größe oder die Bedeutung einer Sache abzuwägen. Wir redeten von einem Helldunkel; in solchem Helldunkel erscheinen alle Gegenstände riesengroß und märchenhaft. Also auch hier die natürliche Verwandtschaft der Welt des Kindes und der Märchenwelt!

Lassen wir dem jüngeren Kinde seine Märchen. Auch sie wirken indirekt Gutes, denn das Kind nimmt Partei für die gute Fee und gegen den bösen, heimtückischen Kobold. Und ist die Form auch gigantisch und wunderbar, es klingt doch eine Sprache des sittlichen Bewußtseins überall hindurch. Und alle die Töne des Mitleids, der Treue, des Fleißes,

der Freundlichkeit werden in der Märchenwelt angeschlagen, alle die Eigenschaften ziehen am Geiste vorüber, die später, im wachen Bewußtsein, der Mensch als die Mächte erkennt, die ihn zur rechten Charakterbildung führen. Freilich dies nur nebenbei, denn es wäre falsch, diese erziehliche Seite als die Hauptsache hinzustellen.

Was das Märchen dem Kinde ist, ist die Mythologie in der Kindheit der Religion. Und die Erzählungen, wie die Engel auf und niederschweben, wie herrlich das Paradies sei, oder wie Noah mit allen Tieren in seine Arche zog, wie Gott in einer Wolken- und Feuersäule dem Volke voranschritt, und vieles andere mehr, wird sich später ihm von selber durch die Erklärung besonnener Lehrer vergeistigen müssen.

Es ist nicht ganz leicht, eine Kindesseele in der Religion zum rechten Erwachen zu bringen, und sie dadurch tüchtig zu machen für die Welt der Wirklichkeit, es gehört viel feines Zartgefühl und eigner frommer Sinn dazu.

Ich überlasse es einer späteren Feder in unserm Blatte von diesem Erwachen und Wachrufen zu reden. Als Ziel aber wird uns ewig dabei vorschweben, daß sich das Gold der Märchen in das Gold des Idealismus verwandele.

Bruno Weiß.

Künstliche Apologetik.

In Gottschicks „Zeitschrift für Theologie und Kirche" (Heft vom Juli 1903) hat Pfarrer Lic. Stuckert einen Aufsatz über „Gott und die Natur" veröffentlicht. Der Verfasser geht aus von den verheerenden Folgen alter und neuer Katastrophen und schreibt von Verletzung des Glaubens durch den Gedanken, daß Gott von der Notwendigkeit unverbrüchlicher Gesetze gewissermaßen gebunden sei, sowie durch den Gedanken, daß zur Bändigung chaotischer Gewalten unsere Kulturarbeit noch das beste tun muß. Ja, Stuckert behauptet, die Naturgesetze seien mit nichten eine bewiesene Realität, sondern Erfindungen des menschlichen Geistes, um erkennend der Natur Herr zu werden. Fangen wir mit letzterem an, so stoßen wir da auf Gedanken, wie sie der bekannte Dogmatiker Kaftan schon mehrmals ausgesprochen hat. Aber zu sagen, die Naturgesetze seien Erfindungen des menschlichen Geistes, — das kommt doch ungefähr auf dasselbe hinaus, wie wenn jemand sagte: Amerika ist nicht entdeckt, sondern erfunden worden. Nein — die Naturgesetze sind vorhanden und wirksam, nur ist ihr Bekanntsein für die Menschen nicht abgeschlossen; aber so viele ihrer uns bekannt geworden sind im Laufe der Zeit durch die Arbeit und Mühe wissenschaftlicher Forschung, so viele sind durch den menschlichen Geist nicht erfunden, sondern entdeckt worden und zwar entdeckt als vorhanden und wirksam, sie mögen mit ihren Folgen angenehm oder unangenehm sein. Daß sie vielfach letzteres sind, beweisen die unzähligen für menschliches Eigentum und Leben oft entsetzlich verhängnisvollen Katastrophen, als da sind Erdbeben, Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, Epidemien, Hungersnöte usw., deren Opfer ja nicht etwa nur in die Tausende, sondern in die Millionen gehen. Dazu kommen die mit Berufsarbeit zusammenhängenden Unfälle im Bergbau, welche sich z. B. allein für den zum Kgl. Oberbergamt Dortmund gehörigen Bezirk auf gegen 30 000 im Jahr belaufen mit über 500 tötlichen Verletzungen.

Und nun ist nicht die Entdeckung der Naturgesetze ein Stück menschlicher Kulturarbeit? Ist nicht ebenso die auf Erkenntnis der Naturgesetze beruhende, mehr und mehr sich vervollkommnende Abwehr der aus der Natur, so wie sie nun einmal ist, drohenden Gefahren und Schädigungen auch ein Stück menschlicher Kulturarbeit? Die Natur hat eben nicht bloß ein freundliches Angesicht, sie birgt in sich chaotische Gewalten, und über diese ist die Menschheit Herr geworden eben durch ihre Kulturarbeit, — Herr geworden doch bis zu einem gewissen Grade, so daß immerhin gegen früher es jetzt anders steht. Es ist Kulturarbeit, wenn die Bewohner der Marschen an der Nordsee ihre Dämme und Deiche bauen, und dank den Fortschritten der Wasserbaukunst solche Durchbrüche wie früher nicht mehr oder doch seltener vorkommen. So hat selbst ein Hofprediger, der ein Andachtsbuch „Der Herr ist mein Hirte" herausgegeben, doch in dem von ihm redigierten Familienblatt einen Aufsatz über „Die moderne Welt als die Besiegerin der Hungersnot" erscheinen lassen, worin nachgewiesen wird, daß für Europa dank der kulturellen und sozialen Fortschritte der Zivilisation keine Hungersnot mehr zu befürchten sei. So ist endlich konstatiert, daß den Fortschritten der Kultur in ärztlicher Wissenschaft und humanitär-sozialer Fürsorge eine Abnahme der Sterblichkeit im 19. Jahrhundert zu verdanken sei. Das alles ist und bleibt menschliche Kulturarbeit und durch sie werden chaotische Gewalten gebändigt vom gewaltigen Meer bis herab zu den unscheinbaren Bazillen, wir mögen das Verhältnis von Gott und Natur so oder anders bestimmen. Darum stimmt es nicht mit der Wirklichkeit, wenn so, wie es Stuckert tut, über Gott und die Natur geredet wird. Die Animosität gewisser Theologen gegen die Naturgesetze erinnert beinahe an die gnostische Lehre von dem Demiurgen als den niederen Gott, der die materielle Welt geschaffen; aber Altes wie Neues Testament (z. B. Psalm 29, 3 ff.; Matth. 5, 45; Joh. 1, 3) sprechen entschieden gegen diese Degradation der Natur, deren Schrecken und Gefahren gegenüber die menschliche Kulturarbeit mit ihren Hilfsmitteln auch von denen in Anspruch genommen wird, welche letztere manchmal etwas von oben herab behandeln. Es ist nur zu bedauern, daß die Errungenschaften menschlicher Kulturarbeit nach Besitz und Stellung der einzelnen sich noch gar ungleich auf die Menschheit verteilen und sich diese Ungleichheit in der Gestaltung menschlicher Schicksale stark geltend macht.

-e-

Vom Büchertisch.

Den Konfirmanden auf den Berufsweg. Praktische und seelsorgerliche Ratschläge von Tertius. Leipzig. G. Strübig. 48 S. 0.40 Mk.

Seelsorgerliche Belehrung über Berufswahl, Wahl des Lehrherrn, Benutzung der Lehrjahre — wie sollte sie nicht überall nötig sein und zwar als ein sehr wesentlicher Teil des Konfirmandenunterrichtes und womöglich auch in Gestalt einer Mitgabe an die Konfirmierten in der bleibenden Form eines Büchleins. Dazu bietet sich das vorliegende an und ist bestens zu empfehlen. Auf dem Fundamente einer religiös grundlegenden Ausführung über himmlischen und irdischen Beruf werden die erwähnten Fragen in faßlicher Form eindringend behandelt. F.

Phantasie und Religion, von Dr. Otto Veeck. Bremen, Verlag von Max Nößler, 1896. 0.80 Mk.

Den älteren Lesern des Protestantenblattes ist diese Schrift bekannt. Es scheint mir aber, als sei sie zu schnell der Vergessenheit oder doch ungenügender Beachtung anheimgefallen. Auch treffliche Bücher pflegen heute oft das Schicksal zu haben, daß sie nur gelten, wenn sie eben frisch von der Druckerpresse kommen oder — wenn sie ein Jubiläum feiern, falls nicht eine tüchtige Reklame ihnen die Segel schwellt zur Fahrt ins große Publikum. So unscheinbar Veecks Büchlein sich äußerlich gibt, so hat er doch ein umfassendes Material für sein außerordentlich wichtiges Thema auf erstaunlich kleinem Raum wohl durchgearbeitet vorgetragen. Der Inhalt ist: 1. Bedeutung und Wesen der Phantasie. 2. Die Wirksamkeit der Phantasie in den Mythologien der Naturreligionen und in den vornehmsten geschichtlichen Religionen. 3. Die Wirksamkeit der Phantasie in der christlichen Religion und Theologie. 4. Ist die Religion eine Schöpfung der Phantasie? 5. Welcher Art ist die Verbindung zwischen Phantasie und Religion? 6. Ein Maßstab zur Beurteilung der religiösen Phantasiebildungen. 7. Die Bedeutung der religiösen Phantasie für die Kirche. Die m. E. wichtigsten Aufgaben für jeden wissenschaftlichen und den Kampf um die Weltanschauung mitfechtenden Theologen sind 1) ein klares Bild von der Entstehung der Orthodoxie zu erlangen und 2) Widerstand und Mißtrauen des modernen Menschen gegen die Religion zu begreifen. Beides erreicht man nur bei sicherer Beherrschung des Themas: „Phantasie und Religion". Pfleiderer sagte richtig: „Die heute so weit verbreitete Antipathie gegen jede religiöse Begründung des Sittlichen beruht größtenteils auf oberflächlicher Verkennung der Bedeutung und Notwendigkeit der Bildersprache für die Religion." Und Holtzmann: „Das Verständnis für die Ausdrucksmittel religiöser Lehrdichtung läßt allenthalben und jederzeit zu wünschen übrig." Jeder Theologe kann sich durch Veecks Schrift von der Bedeutung seines Themas überführen lassen, jeder Pastor hat an dem Büchlein ein vorzügliches apologetisches Mittel der Aufklärung für gebildete Laien.

Lic. Bittlinger.

Ludwig Keller, Johann Gottfried Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. 2. verb. Aufl. Berlin (Weidmannsche Buchhandlung) 1904. 106 S.

Otto Pfleiderer, Herder. Rede zur Gedenkfeier im Rathaus zu Berlin am 16. Dezember 1903. Berlin (Georg Reimer) 1904. 31 S.

Unter den vielen Schriften, welche die hundertjährige Gedenkfeier des Todes Herders hervorgerufen hat, dürften diese beiden für die Leser unseres Blattes wohl eine besondere Beachtung verdienen. In der letztgenannten schildert O. Pfleiderer, der schon im Jahre 1875 auf die religionsphilosophische Bedeutung Herders hingewiesen hat, in gewohnter Meisterschaft den Entwicklungsgang desselben und die Grundgedanken seiner Werke und zeigt, wie „zwischen Herder, dem Natur- und Geschichtsphilosophen, und Herder, dem Theologen und Prediger, durchaus kein Zwiespalt bestand; je reifer er wurde, desto mehr vereinten sich ihm Verstand und Gemüt, Licht und Liebe in der Einheit des harmonisch-menschlichen Lebens. Sollte er uns darin nicht ein Vorbild sein dessen, was unserer Zeit nottut? . . . Er wird dies werden, wenn wir von ihm lernen, nicht bloß Natur und Geschichte in der Einheit wissenschaftlichen Denkens zu umspannen, sondern auch die Religion unserer Väter mit ebenso freiem und klarem Verstand wie treuer und herzlicher Pietät fortzubilden". (S. 24.)

L. Keller geht in seiner ausführlicheren Darstellung des Lebens und Wirkens Herders vor allem den mannigfachen Einflüssen nach, welche die verschiedenen deutschen Gesellschaften oder Sozietäten jener Zeit, besonders aber die Loge, deren Mitglied Herder seit 1766 war, auf seinen Entwicklungsgang und sein literarisches Wirken ausgeübt haben. Er weist nach, wie an allen Orten, in Königsberg, Riga, Straßburg usw. seine Zugehörigkeit zu diesen Sozietäten für die Gestaltung seiner persönlichen Beziehungen bedeutsam, wie andererseits aber auch seine Persönlichkeit innerhalb dieser Verbände vielfach von ausschlaggebendem Einfluß gewesen ist. Diese Wechselwirkung ist bisher in keiner Lebensgeschichte Herders genügend betont worden. Auch für die Bildung seines Humanitätsideals und seine Auffassung des Christentums war der in diesen Kreisen herrschende Sinn von der größten Bedeutung. Aber auch abgesehen von diesem neuen Gesichtspunkte gibt uns Keller in seiner Schrift ein anschaulich und fein gezeichnetes Bild der Entwicklung und weitgehenden Wirksamkeit des Mannes, dem die Übereinstimmung des echten Christentums mit dem recht verstandenen Humanismus frühe zum Bewußtsein gekommen und der sein Leben lang bemüht gewesen ist, der Humanitätsidee, die weder in den Kirchen noch in den Staaten eine feste Stätte besaß und gefunden hatte, eine Heimat bereiten zu helfen. (S. 106.) Neveling.

Wir durften auch von zwei bedeutsamen Festreden Kenntnis nehmen, die Ludwig Keller und Prof. B. Wagner bei der Herder-Gedächtnisfeier in der Großloge Royal York in Berlin gehalten haben. Innigste Beziehungen zwischen Herders Geist und seiner Idee der Menschheitsvollendung durch Humanität zur Humanität und dem Sinn der Loge mit ihren hohen Bestrebungen, traten hier hervor. Wir freuen uns der Gemeinsamkeit des Besitzes, die wir mit jenen Männern an Herder haben. Der freie Bund des Protestantismus arbeitet ja auch an dem Bau auf dem Grunde der Religion Jesu, auf den des Meisters Wort von dem Tempel hindeutet, den er an Stelle des von Händen gemachten aufbauen wollte. M. F.

C. Lühr, weil. Pfarrer in Gotha. Dein Reich komme. Nachgelassene Predigten über das Vaterunser und einige andere Texte. Berlin. Verlag von Al. Duncker. 1904. 279 S.

Die vorliegenden nachgelassenen Predigten des früh vollendeten Gothaer Pfarrers C. Lühr dürfen in weitesten Kreisen auf eingehende Beachtung aus zwei Gründen rechnen. Lührs charaktervolles Verhalten während seines Lehrprozesses in Schleswig-Holstein hat ihn zu einem der edelsten Bekenner des frommen und freien Protestantismus im Sinne R. Rothes und Schleiermachers gemacht; er hat in seinen Verteidigungsschriften, die wahre Bekenntnisschriften des freisinnigen Protestantismus sind, die Position des einfachen Evangeliums Christi dadurch gekennzeichnet, daß er das Vater Unser namentlich im Unterschied vom apostolischen Glaubensbekenntnis als das eigentliche Fundament des Christentums bezeichnete. Sodann ist ihm in seltenem Grade gelungen, die populäre Fassung für die Gedanken des Evangeliums zu finden, wie die preisgekrönten Predigten über die Seligpreisungen der Bergpredigt beweisen. Auch in der vorliegenden, sehr geschickt zusammengestellten Predigtsammlung ist es das Vater Unser, welches den Gegenstand bildet und eine geradezu klassische Auslegung und Anwendung findet. Den Preis möchten wir der ersten Predigt über die Anrede im Vater Unser zuerkennen, die in jedem Satze vollgesättigte Frömmigkeit und edle Mystik atmet. Gründliche theologische und historische Bildung, warmes Naturgefühl und eingehende Kenntnis der klassischen Dichtungen zeichnen alle Predigten aus. Einen besonderen Reiz gewährt noch der persönliche Hintergrund; wie ergreifend ist die Predigt über den Herbst in seiner Mahnung zur Religiösität und die letzte Abschiedspredigt über den Hunger der Seele! Einen vorzüglichen Beweis für die Fähigkeit Lührs, in Versammlungen populär zu sprechen, gibt der letzte Vortrag über die Volkstümlichkeit der evangelischen Kirche, welcher die Erfahrungen einer italienischen Reise verwertet. Möchten die Predigten nicht bald bei Seite gelegt werden, sondern neben den Predigten eines C. Schwarz ihre Stelle finden, in dessem Geiste sie gehalten sind. O. F.

Die Botschaft der Freude. Ein Jahrgang Evangelien-Predigten von Bernh. Dörries. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1903. 538 S., eleg. geb. 6 Mk.

Auch dieser zweite Band Predigten des Pastors von Hannover-Kleefeld zeigt die eigenartige Begabung und Befähigung des Verfassers, die schon den ersten Band („Das Evangelium der Armen") so beifällig aufgenommen werden ließ. Das Ziel, das D. verfolgt, kann wohl durch das Bekenntnis S. 528 bezeichnet werden: Es dürfe nicht den Anschein haben, als ob unser Christenglaube an der Vergangenheit klebe und mit der Gegenwart sich nicht vertrage. Unser Christentum müsse sich einleben in unsere Zeit, es solle das Kleid der Gegenwart tragen und ihre Sprache reden. — Wenn so D. auf der einen Seite die Religion mit den geistigen Strömungen der Gegenwart in Verbindung bringen und versöhnen will, so ist er andererseits doch auch bestrebt, denen gerecht zu werden, die noch fest am Althergebrachten hängen. Er will zwischen beiden Richtungen gleichsam vermitteln, indem er die religiösen Begriffe und die kirchliche Auffassung zu vertiefen sucht. Man könnte hierbei nur darüber streiten, ob die dogmatische Stellung des Verfassers z. B. in der Wunderfrage nicht doch bestimmter sein könnte. Doch sollen dadurch die sonst so großen Vorzüge dieser Predigten nicht geschmälert werden, die sich durch religiöse Wärme und Kraft, sowie durch eine außerordentlich lebendige und anschauliche Darstellung auszeichnen, welche die biblische Situation in packender Weise ausmalt und über eine Fülle konkreter Beispiele aus Welt- und Kirchengeschichte, aus Dichtung und Philosophie verfügt; auch auf die Zeitgeschichte (z. B. Tolstoi und Harnack) wird Bezug genommen. Alles in allem sind diese Predigten wirklich originell, sehr anregend und lehrreich auch für den Pfarrer.

Th. Traub, Tod und Zwischenzustand. Spiritismus. Zwei religiöse Vorträge. 2. Aufl. Stuttgart. Kielmann. 1904.

Von den zwei Vorträgen ist der zweite ein wirklich beweiskräftiges frisches Zeugnis gegen den Spiritismus. Weniger gelungen ist der erste. Hat es die Gemeindeorthodoxie auch einem Traub angetan? Diese Art, die Bibel nicht nur für eine einheitliche religiöse Lebensauffassung, sondern für eine bis ins Detail einheitliche, auch Okkultes „offenbarende" Weltanschauung zu fruktifizieren, lag doch nicht in seiner früheren Richtung. Und da die Bibel doch der spiritistischen Anschauung (wenn auch nicht Praxis) entgegen kommt, so wird eine solche Beweisführung bei ernstlich Gefährdeten kaum etwas helfen.

Dr. Dacqué, Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist. Stuttgart. Kielmann. 1904. 60 Pfg.

Dr. Dacqué verteidigt seinen Meister Reinke gegen die Angriffe von seiten des Jenenser Häckelianers H. Schmidt, was bei der mangelhaften Gedankenzucht, deren sich die Jenenser Schule erfreut, nicht eben schwer, wohl aber höchst nötig ist, zumal angesichts der Masse der Häckelleser. Indessen: so lange die Reinkesche Dominante etwas von außen in die Welt des Mechanismus hineingeworfenes bleibt, ein zweites aus dem ersten nicht begreifliches, so lang wird aller Widerspruch gegen Häckel vergeblich sein. Häckels Monismus kann nur durch einen besseren Monismus überwunden werden — der Mensch denkt eben nicht bloß, sondern er fühlt monistisch — einem solchen, dem die Welt von Haus aus Organismus ist. Gegen diesen Gedanken hat freilich die naturwissenschaftliche Welt mit wenig Ausnahmen immer noch Scheuklappen. Darum bringt sie's aber auch zu keiner „Welt als Schöpfung", ihr Herrgott bleibt trotz der „Welt als „Tat" selber ein Mechaniker. R. Planck.

Dr. O. Siebert, Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung. Langensalza. H. Beyer u. Söhne. 72 S. 1.20 Mk.

Die neueren Werke des Jenenser Philosophen R. Eucken haben wir alle im Protestantenblatt besprochen und zum Studium dieser Werke aufgefordert. Hier haben wir eine Broschüre, welche die Welt- und Lebensanschauung Euckens im engen Anschluß an die Werke verständlich darstellt. In seinem Lehrbuch der Philosophie sagt Windelband, es sei heute eine idealistische Metaphysik im Werden, als deren Hauptvertreter R. Eucken angesehen werden müsse. Möge Siebert dieser Philosophie neue Freunde gewinnen. Denn wer von Eucken etwas haben will, muß ihn selbst gehört oder mit Ausdauer studiert haben. Denn er geht in schwerer Rüstung daher. Kein ernster Mensch wird aber leer von ihm ausgehen. V.

Rede bei der Begräbnisfeier Theodor Mommsens am 5. Nov. 1903, — gehalten von Adolf Harnack. Leipzig. J. C. Hinrich. 1903. 0.50 Mk.

Es ist ein großer Genuß, auf diesen Blättern in der Zeichnung des einen Historikers den anderen in seiner eigentümlichen Art und Größe zu schauen und die Bedeutung der hohen Kunst so zwiefach vor sich zu haben. Die Schlichtheit zeigt die wahre Geistesgemeinschaft und die echte Religiosität leuchtet aus dem anspruchslosen Gebrauch des religiösen Wortes. M. F.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 10, Seite 110, 2. Spalte, Zeile 11 von unten lies „singen" statt „sägen".

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 12.

Bremen
Berlin.

19. März 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Keine Furcht — aber neue Arbeit. Zur Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes. — Aus dem rechtsrheinischen Bayern. — Die politischen und sozialen Verhältnisse Sachsens. — Schlesien. Fall Franke — Kirchlich-liberale Vereinigung. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Keine Furcht! — aber neue Arbeit.

Zur Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes.

> § 2. Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder die ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Kongregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden.

Schon seit einer Reihe von Jahren hatte das Zentrum im Reichstag die Aufhebung dieses Paragraphen durchgebracht, der Bundesrat hatte seine Zustimmung nicht gegeben, bis am 3. Februar 1903 auf eine Anfrage des Abgeordneten Spahn (Zentrum) Reichskanzler Graf Bülow erklärte, daß zwar § 1 der Niederlassung des Jesuitenordens und verwandter Orden und Kongregationen nicht vom Bundesrat genehmigt werden würde, „daß aber die konfessionellen Verhältnisse innerhalb des Deutschen Reiches es nicht länger notwendig erscheinen lassen, einzelne deutsche Staatsangehörige deshalb, weil sie dem Orden Jesu angehören, unter die Bestimmungen eines Ausnahmegesetzes zu stellen oder dem Reiche gegenüber ausländischen Angehörigen dieses Ordens eine besondere Ausweisungsbefugnis zu belassen. Ich glaube vielmehr, daß die allgemeinen Reichs- und Staatsgesetze genügen werden, um den kirchlichen Frieden zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen zu sichern." In diesem Sinne werde er im Bundesrat wirken. Damals veranlaßte der Evangelische Bund eine Protestbewegung in Versammlungen, Kirchengemeinden, Kreis- und Provinzial-Synoden, die vorjährige preußische Generalsynode schloß sich an und der preußische Oberkirchenrat machte Vorstellungen an leitender Stelle. Einer der ersten Beschlüsse des auf des Kaisers Wunsch gegründeten Kirchenausschusses erklärte den Protest gegen die Aufhebung für berechtigt — und trotz alledem:

> Der Bundesrat hat am Dienstag dem vom Reichstage beschlossenen Gesetzentwurf, betreffend die Aufhebung des § 2 des Gesetzes über den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872 (Reichs-Gesetzbl. S. 252) zugestimmt. (Zeitungsmeldung.)

So geschehen am 8. März 1904 — wenige Tage vor der Beratung des Kultusetats im preußischen Landtag.

Man kann aus liberaler Anschauung, der jedes Ausnahmegesetz widerspricht, die aber natürlich für die Mitglieder des Bundesrates nicht bestimmend gewesen ist, mit der Aufhebung des § 2 zufrieden sein und wird doch angesichts des Beschlusses ein Gefühl der Beschämung wie von erfahrener Schmach nicht los werden. Zunächst bedeutet dieser Beschluß, man mag von den leitenden Kreisen der Kirche denken wie man will, und es ist anzunehmen, daß Graf Bülow und die Mitglieder des Bundesrats aus Gesinnungsgemeinschaft hoch von ihnen halten, eine Nichtachtung dieser leitenden Kreise, wie sie gleich deutlich und gleich peinlich kaum je zutage gekommen ist. Das also soll und wird die Bedeutung der Beschlüsse des Kirchenausschusses sein, daß nach wenigen Tagen die Regierungen wie über eine Bagatelle über sie zur Tagesordnung übergehen.

Dann aber wird zu allerhöchst die „Kreuzzeitung" mit der ihr gesinnungsverwandten Zentrumspresse in diesem Vorgang etwas anderes sehen als ein neues Zugeständnis an den Kuhhandelspatriotismus der ausschlaggebenden Partei des Zentrums, und keine noch so schöne Rede des Grafen Bülow wird über diesen für eine Regierung des neuen deutschen Reiches unter diesen Gesichtspunkten — bleiben wir parlamentarisch — unbegreiflichen Beschluß das Volksurteil umstimmen. Das sei konstatiert zu dem das patriotische Empfinden und das Zutrauen zur Bedeutung der Regierung beirrendes Vorgehen der Regierung, das geeignet ist, höchstes Mißtrauen und Gedanken an römische Abhängigkeit im Volke zu erwecken.

Doch nun zur Sache selbst: Wir fürchten die Jesuiten nicht, aber wir werden sie bekämpfen, weil wir, in den mittelalterlichen Grundsätzen ihrer Lebens- und Weltanschauung, in den antichristlichen Grundlagen ihrer Moral, in der fanatisierenden Empfindsamkeit ihres Gottesdienstes, bei ihren internationalen Verbindungen, den kolossalen Reichtümern ihres Ordens und ihrer im Verborgenen in Literatur, Wissenschaft, Presse, Vereins-Versammlungsdirektion und mit der Geschicklichkeit jahrhundertelanger Erfahrung in der Propaganda getanen Arbeit eine schwere Gefahr für unser Volksleben erblicken. — Wir werden ohne schnüffelndes Mißtrauen doppelt aufmerksam sein müssen auf die Unternehmungen und die Entwicklung der römisch-katholischen Kirche in Deutschland, wie auf Presse, Literatur und öffentliches Leben, wir werden mit verdoppelter Energie die Aufklärung ins Volk tragen, denn die Geschichte lehrt, daß die Jesuiten alles vertragen, die Luft des Hofes, den Dunst der Hintertreppe, die Stickluft des Aberglaubens, die Wohlgerüche des Boudoirs, — nur nicht frischen Luftzug ernster Aufklärung. Wir werden alle, die uns daran hindern in Staat und Kirche mit jenen bekämpfen und den einzigen Streiter, der auf die Dauer diesen Feind zu überwinden vermag, auf dem Plan erhalten, den freien, frommen Protestantismus, der die Religion aus einem Spezialbesitz des Priestertums (römischen und evangelischen) zum Besitz eines jeden aus dem Volke macht, ein Besitz, der jeden am besten sichert gegen die Verführung jesuitischer Künste. Die evangelische Predigt wird ihr Werk tun, religiöse und sittliche Fragen werden in Volksbüchern dargeboten werden, unser Blatt und ähnliche Organe werden an ihrer Ausbreitung und Ausgestaltung weiter arbeiten, Versammlungen, Vorträge, Debattenabende werden helfen, neue Wege werden sich finden.

So mögen die, die triumphieren können und doch schon mit Begehrlichkeit nach neuen Kauf- und Tauschobjekten sich umschauen, wissen, daß wir uns nicht fürchten, sondern rüsten in dem Gefühl schwerster Verantwortung, die wir tragen: die aus der Befreiung des Volkstums durch die Reformation in Kunst, Wissenschaft, Literatur, Handel, Industrie und Verfassung erwachsene Kultur, die aus dem

Geist der Reformation geborene deutsche Schule, das aus dem Protestantismus im Geist des Evangeliums erworbene Recht der freien Persönlichkeit und die im Evangelium Jesu ruhende und immer neu aus ihm quellende Religion und Sittlichkeit gegen einen Feind, der entschlossen und geschlossen dies höchste Gut zu vernichten am Werk ist, zu bewahren und immer aufs Neue, ihm zum Trotz, zu gestalten. Das helfe uns Gott.

Aus dem rechtsrheinischen Bayern.

Bayern genießt zur Zeit die Wohltaten eines ultramontanen Regiments. Der Ministerpräsident von Podewils, der katholische Nachfolger des von den Klerikalen so bitter gehaßten protestantischen Grafen Crailsheim, hat das Staatsschiff — wie vor kurzem in der Abgeordnetenkammer sehr zutreffend gesagt worden ist — mit überraschender Geschwindigkeit in das „schwarze Meer" gesteuert. Prinzregent Luitpold ist ja ein wohlwollender und keineswegs ultramontan gesinnter Herr; aber nachdem ihm die Ultramontanen lange genug das Leben sauer gemacht haben, sehnt er sich auf seine alten Tage nach Ruhe. So mußten die Dinge kommen, wie sie gekommen sind. Jetzt sind drei römische Priester die eigentlichen Herren im Lande: Daller, Schädler und Pichler, die Hauptführer der allmächtigen Zentrumspartei.

Angesichts dieser Entwicklung der Dinge hat sich der protestantischen Bevölkerung in den einstmals hohenzollernschen Gebieten von Ober- und Mittelfranken, aber auch anderwärts, eine wachsende Beunruhigung bemächtigt, — eine Beunruhigung, der sogar in den Landtagsdebatten zum neuen Wahlgesetz wiederholt und lebhaft Ausdruck gegeben worden ist. Zu größeren Auseinandersetzungen wird es allerdings voraussichtlich erst dann wieder kommen, wenn der Kultusetat durchberaten wird.

Wie sehr sich die Situation zu Gunsten der Ultramontanen und zu Ungunsten der Protestanten verändert hat, geht aus mancherlei Vorkommnissen der jüngsten Vergangenheit deutlich genug hervor. Wir beschränken uns darauf, einige der wichtigsten hervorzuheben und versagen es uns, Dinge eingehender zu würdigen, die nicht unmittelbar ein protestantisch-kirchliches Interesse berühren, wie z. B. die erst vor kurzem von der „Allgemeinen Zeitung" ans Licht gezogene erschreckende Vermehrung der Klöster, die planmäßige Errichtung von Gymnasien in Städten mit ausschließlich katholischem Hinterland, die Einschüchterung der Beamten und Lehrer aller Kategorien durch die widerwärtigste Konfessionsschnüffelei, die geflissentliche Förderung solcher Gelehrten, die im Dienste des Ultramontanismus stehen, und die damit Hand in Hand gehende Zurücksetzung der Reformkatholiken.

Einer der hauptsächlichsten Beschwerdepunkte, auf den die Vertreter protestantischer Interessen in der letzten Zeit immer wieder den Finger legen mußten, war eine am 11. Mai 1900 ergangene, verfassungswidrige Verfügung des Würzburger bischöflichen Ordinariats. In dieser Verfügung war die Aufnahme minderjähriger Konvertiten gutgeheißen und die vorgeschriebene Abmeldung beim einschlägigen protestantischen Pfarramt als unnötig bezeichnet worden. Nach langem Zaudern ist das Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten, von verschiedenen Seiten energisch gedrängt, der leidigen Sache endlich doch nachgegangen. Die Entscheidung aber, die vom Ministerium getroffen worden ist, hat in protestantischen Kreisen äußerst deprimierend gewirkt. Da das bischöfliche Ordinariat den generellen Charakter seiner Verfügung in Abrede gestellt hat, lehnte es das Ministerium ab, die Zurücknahme der Verfügung herbeizuführen; außerdem erklärte es sich außer stande, über Geistliche, die sich durch Befolgung der Ordinariatsverfügung einer Verfassungsverletzung schuldig machen, die protestantischerseits beantragte Ungehorsamsstrafe zu verhängen. Damit ist unzweideutig klar gestellt, daß es konfessionellen Übergriffen gegenüber einen wirksamen Schutz zur Aufrechterhaltung der Verfassung in Bayern nicht gibt. Und die Folge davon? Die Übertritte Minderjähriger werden nach wie vor stattfinden, ihre Abmeldung wird auch in Zukunft unterbleiben; denn die vom bischöflichen Ordinariat gegebene Zusicherung, — unbeschadet seiner Rechtsüberzeugung — für die Zukunft von einem solchen auf protestantischer Seite als beschwerend empfundenen Erlasse (wie dem vom 11. Mai 1900) Abstand nehmen zu wollen, ist angesichts dessen, was vorhergegangen und wie entschieden worden ist, vollkommen belanglos.

Eine andere Angelegenheit, die viel Staub aufgewirbelt und viel böses Blut gemacht hat, war das agitatorische Auftreten einiger Jesuiten in Nürnberg. Auf diese alte evangelische Reichsstadt, den lebenskräftigen Mittelpunkt des bayerischen Protestantismus, hat es die unermüdliche römische Propaganda seit langem abgesehen. Hierüber kann die offizielle Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Bonifatiusvereins auch dem Harmlosesten die Augen öffnen. Dort heißt es: „Es handelt sich darum, eine große und starke Brücke aufzubauen, errichtet aus geistigen und aus materiellen Quadersteinen, durch welche die nördlichen und südlichen Katholiken Bayerns in Verkehr miteinander treten können. Es handelt sich darum, feste und wohnliche Stationen auf dieser Brücke einzurichten, zu deren Herstellung sich die südlichen und nördlichen Katholiken des Königreichs brüderlich die Hand reichen müssen. Der Mittelpunkt aber, die Hauptpfeiler und die Hauptstation dieser Brücke ist Nürnberg. Hierher muß die Kirche in ihrer Macht und Majestät zurückkehren, welche in den kirchlichen Bauten des Mittelalters sich daselbst bis auf den heutigen Tag erhalten hat." Auf eine Förderung dieser Propaganda waren auch die Vorträge der beiden Jesuiten abgezweckt, obwohl sie (zwar sehr marktschreierisch aber) unter einem ganz unverfänglichen Titel angekündigt worden sind. Das Symptomatische an dieser Affaire, zugleich das, was die Protestanten so tief erbittert hat, besteht darin, daß man von Staatswegen die fremdländischen Jesuitenväter in Nürnberg ruhig gewähren ließ, während nicht lange vorher ein protestantischer Vikar, von Geburt ein Bayer, der in den Dienst der österreichischen Bewegung getreten ist, durch unmittelbares Eingreifen der staatlichen Behörden verhindert worden ist, während eines Besuches bei seinen Eltern, im protestantischen Kulmbach zu predigen und in der dortigen Stadtkirche über das Wiedererwachen evangelischen Lebens in der Ostmark zu berichten. (Vergl. zu den beiden hier besprochenen Affären: Korrespondenzblatt für die ev.-lutherischen Geistlichen in Bayern, XXX. Jahrg., Nr. 5.)

Zwei Momente sind es, die bei dieser Sachlage schwer auf die Stimmung der bayerischen Protestanten drücken. Einmal: das in manchen Kreisen tief eingewurzelte Mißtrauen, das man der leitenden kirchlichen Stelle entgegenbringen zu müssen meint. Vielfach ist die Anschauung verbreitet, daß man es dort an der in der gegenwärtigen Situation unerläßlichen Entschiedenheit und Festigkeit gegenüber der im Dienste des Klerikalismus arbeitenden Staatsbehörde fehlen lasse. Erst jüngst hat ein evangelischer Laie in der vielgelesenen „Augsburger Abendzeitung" dieser Anschauung Ausdruck gegeben. Man läßt dabei unbilligerweise außer Betracht, daß es kaum noch eine andere deutsche Kirchenregierung geben wird, deren Stellung so schwierig ist wie diejenige des bayerischen Oberkonsistoriums, dem nach allen Seiten hin die Hände gebunden sind. Das Mißtrauen, von dem wir berichten müssen, wird also ziemlich unberechtigt sein; aber immerhin, es ist da und drückt auf die Gemüter.

Der andere Umstand, der den bayerischen Protestanten die gegenwärtige Lage besonders schwer macht, ist die Stellungnahme der um die Kreuzzeitung gescharten norddeutschen Konservativen. Ihr

Liebäugeln mit dem Zentrum erscheint hierzulande als ein Verrat an der protestantischen Sache. Man erinnert sich an jene bittere Stunde des dreißigjährigen Krieges, wo die im Heilbronner Bund vereinigten oberdeutschen Protestanten von den norddeutschen Glaubensgenossen nach dem schmachvollen Prager Frieden so schnöd im Stich gelassen worden sind. Die bayerischen Konservativen folgen übrigens der von der Kreuzzeitung beliebten Politik in keiner Weise. So hat z. B. das weitverbreitete und einflußreiche „Evangelische Sonntagsblatt aus Bayern" in scharfen Worten gegen die Kreuzzeitung Front gemacht und gerade die konservativen Landtagsabgeordneten sind es gewesen, die den angesichts der ultramontanen Hochflut wachsenden Besorgnissen der protestantischen Bevölkerung während der jüngsten Kämpfe ums Wahlgesetz zum Wort verholfen haben. Die bayerischen Konservativen wissen wohl, warum sie das tun. Sie sehen die überaus prekäre Lage des Protestantismus und das Unheil einer uneingeschränkten Zentrumsherrschaft zu deutlich vor Augen und wissen zu genau, daß ihre ohnedies nicht sehr zahlreichen Wähler in das Lager der den Klerikalen aufs äußerste Trotz bietenden Liberalen abschwenken würden, wenn sie den traurigen Tatsachen der Gegenwart nicht Rechnung trügen. Die „Allgemeine evang.-lutherische Kirchenzeitung", die gewiß nicht im Verdacht liberalisierender Tendenzen steht, hat diesen Erwägungen in einer längeren Zuschrift aus Bayern offen und rückhaltlos Ausdruck verliehen. In der Nummer vom 22. Januar d. J. heißt es dort: „Wenn die größere norddeutsche konservative Presse etwa in der Art der Kreuzzeitung fortfahren wird, Verbrüderung mit dem Ultramontanismus zu predigen und den in weiten Kreisen aller bayerischen Berufsklassen ungemein populären Evangelischen Bund ungerechterweise anzufeinden —, so gräbt sie damit nur den letzten Resten der konservativen Partei in Bayern ihr Grab! . . . . Wir haben auf der Arena des öffentlichen Lebens in Bayern — noch mehr als anderwärts — zur Zeit nur einen großen Feind zu bekämpfen, der die Lebensadern unserer evangelischen Kirche unterbinden möchte, das ist der Ultramontanismus."

Leider sind die politischen Verhältnisse in Bayern so gründlich verfahren, nicht zum wenigsten durch die törichte Feindschaft zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie, daß vorerst nicht die geringste Aussicht besteht, die skrupellos geübte Gewaltherrschaft des Zentrums in „des römischen Stuhles liebster Provinz" zu brechen. Bayern wird also die von uns eingangs erwähnten Wohltaten eines ultramontanen Regiments noch längere Zeit genießen. Hoffentlich lassen sich andere deutsche Staaten, in denen der Ultramontanimus noch nicht so allmächtig ist wie in Bayern, in denen er es aber ebenso entschieden werden möchte und durch schwache Regierungen ebenso leicht werden könnte wie hier, die traurigen Erfahrungen, die man im Süden machen muß, rechtzeitig zur Warnung und zur Lehre dienen.

Die politischen und sozialen Verhältnisse Sachsens

nochmals eingehender in einer anderen Beleuchtung darzustellen, als es in Nr. 1, 6 und 7 des Protestantenblattes geschehen ist, hieße wohl den Lesern eines kirchlichen Blattes zu viel zumuten. So begnüge ich mich als Verfasser des Artikels in Nr. 4 („Auch eine Stimme aus dem Königreich Sachsen") damit, zu bezeugen, daß ich mich durch die Erwiderung meines lieben Gegners in Nr. 7 in der Hauptsache nicht widerlegt fühle.

Ich habe weder behauptet, daß unsere Regierung zu allen Zeiten das Rechte getroffen habe, noch würde ich mit den Crimmitschauer Fabrikanten durch Dick und Dünn gehen. Aber bei aller Sympathie für Bestrebungen des Arbeiterstandes, wie sie in der Losung „Zehnstündiger Arbeitstag" zusammengefaßt sind, kann ich für die Regie der sächsischen Sozialdemokratie, wie sie sich wieder in Crimmitschau gezeigt hat, unmöglich Partei ergreifen. Und die sächsische Staatsregierung hat sich, abgesehen von der Wahlrechtsänderung von 1896, nicht so reaktionär erwiesen, wie sie gegenwärtig von vielen geschildert wird. Ihre „Denkschrift" — daß ich von einer „Gesetzesvorlage" sprach, war eine sachlich wohl nicht allzu schwer wiegende Ungenauigkeit — hatte den anerkennenswerten Zweck, zur Wiederbeseitigung dessen, was sie selbst als unrecht erkannt hatte, den Anstoß zu geben. Daß wir auf dem damit betretenen Wege noch nicht weiter gekommen sind, liegt weder an dem Willen der Regierung, noch an den Nationalliberalen, die meist noch weiter als sie gehen wollen, sondern an der Schwierigkeit einer befriedigenden positiven Lösung und wohl auch an der konservativen Landtagsmehrheit, deren Haltung der Regierung nicht anzurechnen ist. Das Wort vom „sächsischen Nebel" bedürfte also wenigstens einer Begrenzung. Eine „Parteinahme für die Fabrikanten in Crimmitschau gegen die Arbeiter" war es aber doch gewiß noch nicht, wenn die Regierung Maßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und persönlichen Sicherheit ergriff, die freilich naturgemäß nur von der Seite bedroht war, auf welcher die Masse stand.

Die Absicht der Crimmitschauer Arbeitgeber, die Arbeitszeit in allen Betrieben auf 10½ Stunden festzusetzen, ist in den Verhandlungen vor Ausbruch des Streikes den Arbeitervertretern tatsächlich an Ratsstelle mitgeteilt worden. Im Zusammenhang mit der Zeitfrage spielte aber auch — was oft vergessen wird — die Lohnfrage eine Rolle; und wie weit die Fabrikanten in beiden entgegenkommen konnten, „davon verstehen wir Pastoren nicht genug", wie auch ich mit meinem Freund und Gegner schon in Nr. 4 geurteilt habe. Nun aber will ich diesem gern das letzte Wort lassen.

Schlesien.

Fall Franke — Kirchlich-liberale Vereinigung.

„Der Fall Franke" ist endlich erledigt. Es hat allerdings — wie wirs ja nicht anders gewohnt sind — lange gedauert; aber schließlich hat sich doch erfreulicherweise das Sprichwort bestätigt: was lange währt, wird gut. In der Sitzung vom 25. Februar hat der Ev. Oberkirchenrat und der Generalsynodalvorstand mit großer Mehrheit den Rekurs des Liegnitzer Magistrats gegen die Entscheidung des schlesischen Konsistoriums für begründet erklärt. Wir haben im vorigen Jahre wiederholt über diesen Fall berichtet und können uns daher auf eine kurze Wiederholung des Sachverhalts beschränken.

Am 19. Januar 1903 wählte der Magistrat von Liegnitz den Pastor Dr. Franke in Bruchstedt (Prov. Sachsen) anstelle des in den Ruhestand getretenen Pastors H. Ziegler zum Geistlichen an St. Peter und Paul in Liegnitz. Eine verschwindende Zahl von Gemeindegliedern (61 von 24000) legte beim Breslauer Konsistorium Protest gegen die Lehre des Gewählten ein, und zwar auf Grund der Probepredigt. Der Protest war aber im wesentlichen nur eine oberflächliche homiletische Kritik. Seine völlige Haltlosigkeit erkannte auch das Konsistorium und der Provinzialsynodalvorstand an. Nichts destoweniger sprach diese Behörde in ihrer Sitzung vom 22. April die Nichtbestätigung Frankes aus, und zwar auf Grund seiner Schriften, die im Protest gar nicht herangezogen, den Protestlern auch wohl völlig unbekannt waren. Es verlautet, daß der verstorbene Generalsuperintendent Nehmiz, der früher Konsistorialrat in Magdeburg gewesen war, das merkwürdige Verfahren des Konsistoriums veranlaßt habe. Sowohl Dr. Franke wie der Liegnitzer Magistrat legten Berufung beim Oberkirchenrat ein; die kirchlichen Körperschaften von St. Peter und

Paul schlossen sich dem in einer Petition an. Der Oberkirchenrat hatte nun darüber zu entscheiden, ob eine kirchliche Aufsichtsbehörde berechtigt ist, über die Protestgründe hinauszugehen und — wie in vorliegendem Falle — durch Heranziehung von Schriften, die garnicht Gegenstand des Protestes bilden, ihrerseits erst Material zur Versagung der Bestätigung zu sammeln. Die Tragweite einer solchen Berechtigung liegt auf der Hand. Die Patronatsbehörde wie die kirchlichen Körperschaften hatten diese Berechtigung bestritten, und der Oberkirchenrat hat ihnen nun nach neun Monate langer Bedenkzeit Recht gegeben. Ob das schlesische Konsistorium aus dieser neuen Niederlage etwas lernen wird? Wir glaubens kaum. Hat doch der Präsident, Herr Stolzmann, erst im vorigen Jahre öffentlich erklärt: Die Bekämpfung der modernen Theologie ist eine Hauptaufgabe der organisierten Kirche! In die Liegnitzer Gemeinde wird hoffentlich nun wieder Friede einkehren. Für die kirchlich Liberalen bedeutet übrigens dieser „Fall" eine Stärkung. Die Lauen sind aufgerüttelt worden. Sie haben gesehen, was auf dem Spiele steht. Daher hat denn auch der liberale „Kirchliche-Verein" in Liegnitz eine ganz bedeutende Vermehrung seiner Mitglieder zu verzeichnen.

Der Gesamtvorstand der „Kirchlich-liberalen Vereinigung" hielt am 15. Februar in Breslau eine Sitzung ab, bei der folgendes beschlossen wurde: 1. Von der Jahressumme der Beiträge, welche die Ortsvereine aufbringen, ist die eine Hälfte an den Zentralverein abzuführen, während die andere Hälfte von den Ortsvereinen behalten werden darf, sofern nicht bezüglich der Höhe des abzuliefernden Gesamtbeitrages seitens der Ortsvereine an die Zentralkasse mit dem Hauptverein z. H. des Schatzmeisters besondere Vereinbarungen getroffen werden. Die Ortsvereine haben das Recht, von sich aus festzusetzen, wie groß der Einzel-Jahresbeitrag ihrer Mitglieder sein soll, da es sich im Interesse der Gewinnung auch von wenig bemittelten Vereinsmitgliedern sehr empfehlen wird, hier und da einen geringeren Jahresbeitrag als drei Mark zu fordern. Die Beiträge der Ortsvereine wie der Einzelmitglieder sind rechtzeitig, spätestens mit Beginn des letzten Quartals des Vereinsjahres (Kalenderjahr) an den Schatzmeister abzuführen. Bis dahin nicht eingegangene Beiträge werden künftig seitens des Kassierers, der Einfachheit wegen, durch Übersendung einer „Beitragsquittung" in Erinnerung gebracht werden. Von der Einziehung der pro 1903 noch nicht bezahlten Beiträge soll Abstand genommen werden. Den auswärtigen Vorstandsmitgliedern wird das Reisegeld zum Besuch der Vorstandssitzungen aus der Vereinskasse erstattet. 2. Der Mitgliedschaft von Damen steht nichts im Wege. 3. Die Generalversammlung soll am Dienstag, den 24. Mai (3. Pfingsttag), nachmittags 4 Uhr, im Vereinssaal von Bernhardin-Breslau stattfinden, wobei L. Linke-Hirschberg über das Thema sprechen wird: „Die Unentbehrlichkeit des kirchlichen Liberalismus und der modernen Theologie für die evangelische Kirche der Gegenwart." Etwaige Anträge resp. Wünsche für diese Hauptversammlung sind rechtzeitig, bis spätestens 15. April, dem Vorsitzenden zuzustellen. Da es von Wichtigkeit ist, daß die Vereinsmitglieder möglichst auch über die Arbeit des Vorstandes unterrichtet werden, so soll fortan immer auch über jede Vorstandssitzung im Protestantenblatt, als dem Vereinsorgan, berichtet werden, ein Sporn zugleich für alle Vereinsgenossen, deren Zahl das erste Hundert wohl bald überschritten haben dürfte, auf dieses „unser" Blatt zu abonnieren.

Nachrichten.

Ausland.

(Rußland.) Einen Blick in das Leben der Evangelischen in Petersburg läßt uns ein Artikel der „Petersb. Ztg." vom 18. Februar tun, der einen Auszug aus einem Artikel des „Evangelischen Sonntagsblattes" aus der Feder des Herrn Pastor emer. Bertholdy gibt. 17 evangelische Gemeinden bestehen, darunter 5 deutsche, 1 finnische, 1 estnische, 1 schwedische, 1 französische, 1 holländische, 1 britisch-amerikanische. Die Zahl aller Gemeindeglieder gibt Bertholdy mit ungefähr 114 760 an, eine Zahl, die von der „Petersb. Ztg." als zu hoch bezeichnet wird, davon kommen auf die deutschen Gemeinden 20 000 (St. Katharinen 10 000, Jesus 3500, St. Marien 2500, St. Johannis 1000, reformierte Kirche 3000). Kommunikanten waren in allen evangelischen Gemeinden 42 161. Konfirmanden 1253.

Vereine und Versammlungen.

Berlin: 23. März, 8½ Uhr, Altstädter Hof, Kaiser-Wilhelmstr. 9, Kirchlich-liberaler Zentralwahlverein. Ref.: Pred. Fischer (Jerusalem): Die Wirkung der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes auf die evangelische Kirche.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk!
Luise Kugler:
Spruchbuch
5. Auflage.
Hochelegant geb. mit Goldschnitt
= Mk. 6.—. =
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann
Bremen.

Zur Konfirmation!
Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Firma
Velhagen & Klasing, Bielefeld,
über Konfirmationsgeschenke empfehlen wir der besonderen Beachtung unserer Leser.

Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Süße
Messina-Apfelsinen
per Originalkiste 100 Stück Ia. 5 M, 200 Stück 9 M; 150 Stück mittelgroß 5 M, 300 Stück 9 M; Blutapfelsinen 1 M. mehr; Postkorb (10 Pfund) 2,50 M, Blut- 3 M; Postkörbe franko; geringere Sorten billiger, versendet
Aug. Ahrens,
Südfrucht engros,
Hamburg, Deichstraße 12.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.